

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 23 (1929)
Heft: 12

Artikel: Berichte. 1., Eine internationale religiös-sozialistische Zusammenkunft ; 2., Die Motion Lejeune ; 3., Zwei Militärgerichtsentschiede aus neuester Zeit (13. November und 11. Dezember) ; 4., Unter Helden

Autor: L.R. / L.St. / Ragaz, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der hat von Blumhardt nichts verstanden; er bleibt ihm fern. Es ist wahr: Blumhardt schreitet nicht in homuleitisch-liturgischer Feierlichkeit daher. Er redet, er predigt nicht, könnte man in diesem Sinne sagen. Er redet auf der Kanzel, wie er auch sonst redet. Darum kann er vom „Kaputtgehen“ reden, vor „Versaufen“, von „langweiligen religiösen Menschen“, kann sagen:

Wie gar nichts schmeissen einen die Leute in den Dreck. (292),
und

Ich halte es fast nicht mehr aus, dieses bloss Heiland im Himmel und lauter Lumpengesindel auf Erden. (214)

Und hat noch ganz Anderes gesagt, besonders über die Theologen. Er sagt von Paulus, „dass er einen sehr kleinen Verstand empfangen hatte“; er braucht ungescheut „banale“ Worte wie „enorm“, „kolossal“, einfach, weil man sie halt auch sonst braucht, einfach, weil er aus der vollen Wahrheit und Wirklichkeit redet „und nicht wie die Schriftgelehrten“. Wer das nicht versteht, der schlage auch seine Bibel zu, besonders die Evangelien, jedenfalls aber seinen Luther und Zwingli.

Ich meinerseits sage: auf diesen Boden wollen wir uns stellen. Es sprudelt auf ihm von Quellen Gottes und er strotzt von heiliger Kraft.

L. R a g a z.



1. Eine internationale religiös-sozialistische Zusammenkunft.

Ein paar Wochen nach unserer Casoja-Konferenz musste ich an eine andere religiös-sozialistische Zusammenkunft, und zwar eine internationale. Ich wollte über sie eigentlich nichts berichten, weil sie vertraulicher Natur war. Aber da nun doch berichtet worden ist, möchte ich doch auch ein Wort darüber sagen. An sich war ja diese andere Konferenz bedeutsam genug.

Sie fand anfangs November in Köln statt. Es waren zu ihr bloss „Führer“, d. h. in Kampf und Arbeit Stehende, mit der Bewegung eng Verbundene, nicht Fremde und Unbeteiligte eingeladen. Etwa dreissig Teilnehmer mochten es sein, die überwiegende Mehrheit Deutsche, dazu drei Holländer, ein Oesterreicher, ein Engländer. Die Nord- und Ostländer waren diesmal noch nicht eingeladen. Paul Passy, der väterliche Führer der französischen Gesinnungsgenossen, konnte wegen plötzlicher Erkrankung nicht kommen — leider, leider! Und so waren auch die Belgier verhindert. Von Schweizern waren zwei erschienen: neben dem Schreibenden Freund Lejeune. Dass, wie es am Platze gewesen wäre, noch mehr Schweizer kamen, verhinderten zum Teil die Umstände, zum Teil unsere schweizerische Apathie, der „Aktivismus“ vorzuwerfen schon recht paradox ist. Glücklicherweise durften wir wenigstens Freund Blum auch ein wenig für uns beanspruchen.

Es war gegenüber Casoja schon ein sehr verändertes Bild. Statt an alpinen Bauernhäusern und herbstlich weidenden Viehherden vorüber, fuhren wir zum Ziel durch die rheinische Industriegegend mit den unheimlichen Wundern der modernen Technik und Wirtschaft, den rauchenden Schorn-

steinen und gewaltigen Brücken. Einst, in hellen Studententagen, die mir fast sagenhaft weit zurückzuliegen scheinen, habe ich diese Gegenden durchwandert — Welch ein romantisch-friedliches Idyll, verglichen mit dem jetzigen Zustand! Nur das Mittelstück des Rheines ist fast noch wie einst ein poesievolles Wunder Europas, die alte Schönheit und Romantik noch fast unzerstört. Aber vor dem Loreleifelsen bemerkte eine deutsche Mitreisende, die Lorelei könne ja nicht mehr droben sitzen und mit goldenem Kamm ihr goldenes Haar kämmen, denn nun herrsche ja der Bubikopf! Ich gebe diesen Witz wieder, weil er wirklich den Umschwung der Zeiten drastisch beleuchtet. — Und dann Köln! Noch ragt der alte Dom, wie einst, gewaltig über Stadt und Landschaft, aber hart daran ist der Bahnhof. Die von ihm ausgehenden Dämpfe zerstören das Gestein, aus dem der Dom gebaut ist. Tram und Auto umlärmen ihn Tag und Nacht, und wenn man in der zum Himmel ragenden, den Himmel tragenden Pfeiler- und Säulenhalle umhergeht, dröhnt von oben her das Brausen der Flugzeuge in die mystische Musik der Steine. Dom und Maschine, Mittelalter und technisches Zeitalter — wer wird es gewinnen? So stehen auch die übrigen wundersamen Denkmäler des mittelalterlichen, mystischen „heiligen Köln“ — die Apostelkirche, St. Gereon, Maria im Kapitol und die andern — als Fremdlinge in der modernen Welt des Handels und der Industrie.

Hier also tagten wir. Welch ein Gegensatz! Droben die hellen, vertrauten Räume von Casoja, auch von Valbella aus ringsum die Berge, über uns der weite Himmel, auf den Weiden die Herden — drunten ein düsteres Unterrichtszimmer, zwar in einem gastfreundlich warmen Pfarrhaus, doch in düsterer, öder Gasse, freilich nicht weit vom Rhein, der, breit geworden, die Verbindung mit der Höhenheimat herstellt, jedoch selbst ringsum von der Industrielwelt umfasst wird — indess diese ganze Situation vielleicht als Rahmen für die religiös-sozialistische Sache noch viel passender, oder zum mindesten, auf ihre Weise, ebenso passend als die in den Höhen droben. Denn wir dürfen wohl in den Höhen Kraft holen, aber wir müssen dann aus den Höhen in die Tiefen, in die Höllentiefen der heutigen Welt, wo zu aller-tiefst doch der Himmel, der Himmel Christi, zu finden ist.

Einen ins Einzelne gehenden Bericht will ich nicht geben. Es war für uns zwei Schweizer, die wir gerade von Casoja kamen, bedeutsam, hier in Köln, im breiteren Rahmen, so ziemlich genau die gleiche Lage und die gleichen Probleme anzutreffen, wie droben in Casoja. So verschieden im Einzelnen die Lage und Gestalt der vielen nationalen Bewegungen sein mag, so haben sie alle doch so ziemlich mit den gleichen Problemen zu ringen. Sie sind überall in den Kampf mit dem Freidenkertum gestellt. Auch in Köln kam man darauf hinaus, dass bei der ungeheuren Schuld des offiziellen Kirchentums an dieser Lage in diesem Kampfe starke Zurückhaltung und überlegenes Verständnis zu wahren und die Entscheidung inmitten des Christentums selbst zu suchen sei, dessen Erneuerung allein auch das Freidenkertum entwarfeln könne. — Dann haben alle Bewegungen (wenigstens die festländischen) es mit der Partei zu tun und zwar vor allem mit der Sozialdemokratie. Das Verhältnis ist verschieden: ähnlich, wenn auch nicht gleich, wie bei uns in Holland und Oesterreich; vorläufig, abgesehen vom Freidenkertum, freundlich in Deutschland; nicht unfreundlich, aber noch etwas fremd in Frankreich; ungestört warm und selbstverständlich reibungslos in England. Man kam im Zusammenhang mit den hierher gehörigen Problemen stets wieder auf das Zentralproblem des Marxismus. Hier schieden sich die Geister am deutlichsten. Es zeigte sich, dass die Deutschen dem Marxismus am nächsten stehen — er ist ja auch deutschen, allerdings preussischen Ursprungs — während sich alle andern Bewegungen, besonders die älteren, wie die holländische und schweizerische, im Kampf mit ihm befinden. Allerdings sind hierin auch die deutschen geteilt. Besonders in Süddeutschland gibt es eine starke Gruppe, die den „religiösen

Sozialismus“ ziemlich so versteht, wie wir Schweizer. Es wurde aber klar, dass wir dieses Problem unserer Stellung zum Marxismus gründlich und entscheidend behandeln müssten. Es war ja auch schon für diese Konferenz geplant gewesen, das Thema: „Christentum und Marxismus“ in den Mittelpunkt der Verhandlungen zu stellen, aber es war dann geratener erschienen, zunächst einmal eine Aussprache über Lage und Taktik der verschiedenen nationalen und konfessionellen Bewegungen zu halten, und ich meine, der Verlauf der Konferenz habe uns recht gegeben. Aber es ist ohne Zweifel gut, dass wir nach dieser mehr persönlichen Art, es zu behandeln, das Problem in Bälde einmal auch systematisch-theoretisch nach allen Seiten hin erörtern. Das soll auf einer besonderen Konferenz und inzwischen auch literarisch geschehen.

Wie in Casoja bildete sozusagen den andern Pol der Probleme die Kirche. Hier entspann sich eine Diskussion vor allem über Wert und Tragweite der Kirchenpolitik. Wieder zeichnete sich ein gewisser Unterschied ab zwischen den deutschen und den andern Gruppen. Während jene einerseits sich enger als diese an die Partei halten, treiben sie andererseits eifriger Kirchenpolitik und haben dabei zunächst grossen Erfolg. Sie sind ja, neben dem Barthianismus, das stärkste bewegende Element des deutschen Christentums. Wir Andern warnten vor einer Uebertreibung dieser Methode, weniger aus Unkirchlichkeit, als weil wir die Gefahr im Auge haben, dass man auf diesem Wege von dem Kampf um die Wahrheit ab in den Kampf um die Macht geraten könnte und weil wir der Meinung sind, dass unsere Sache, wenn sie in ihrem Zentrum und nach ihrem letzten Sinn recht vertreten werde, von selbst auch so weit in die Kirchen eindringe, als dies möglich sei.

Es trat aber auch das Problem der Kirche an sich gelegentlich in den Mittelpunkt, und dies hauptsächlich von der katholischen Seite her. Denn es war ja ein Charakteristikum dieser Zusammenkunft, dass darin neben dem protestantischen auch der katholische religiöse Sozialismus vertreten war und eine grosse Rolle spielte. Besonders ergreifend war, was uns Freund Otto Bauer, dieser seltene Mensch, von seinem und seiner Freunde hochbedeutsamen Kampf in Oesterreich erzählte und sehr interessant, wie sein hochbegabter deutscher Mitstreiter, Heinrich Mertens, der Leiter des „Roten Blattes der katholischen Sozialisten“, uns das Problem des katholischen Sozialismus nahe brachte. Darüber kam es gelegentlich — in aller Freundschaft — zu einer fast etwas kritischen Lage. Aber man einigte sich rasch auf dem Boden völliger Freiheit. Wir lassen unsere Freunde im katholischen Lager selbstverständlich ihren eigenen Weg gehen, voll Achtung und Liebe, voll Ehrfurcht auch da, wo wir nicht folgen können. Was uns verbindet, ist Christus und der Sozialismus, dazu eine Ahnung und Hoffnung einstiger neuer Einheit der Christenheit. Jedenfalls ist diese katholisch-sozialistische Bewegung, die in Deutschland und Oesterreich höhere Wellen schlägt, als man gemeinhin weiss, von ganz grosser Bedeutung.

Nur eins, das uns in Casoja so stark beschäftigte und in der Schweiz so viel zu tun gibt, spielte keine Rolle: die Theologie. Was ich von der Rolle der „Neuen Theologie“ bei uns berichtete, fand reges Interesse, aber es erschien nicht als ein Alle angehendes Problem. Die holländische Bewegung ist von diesem Problem bis jetzt noch nicht berührt, die Deutschen aber meinen, einen deutlichen Rückschlag gegen den Barthianismus bei der jüngsten Generation feststellen zu können, einige sogar so weit gehend, dass sie von seinem Fiasko sprechen. Nur einmal tauchte, ohne direkten Zusammenhang damit, die Theologie auf, und zwar, bezeichnenderweise, als Störung, aber etwas Anderes erwies sich glücklicherweise als stärker. Möge es so bleiben!

An die vertrauliche Aussprache schloss sich eine gut besuchte öffentliche Versammlung — immerhin in bescheidenem Rahmen — an. Ob es ein guter Griff war, mit teilweise übermüdeten und fremden Rednern so etwas zu improvisieren, weiss ich nicht. Dergleichen ist mir zu sehr bloss Demonstration. Doch war im übrigen der Verlauf auch dieser Veranstaltung nach meinem Eindruck recht erfreulich. Das Echo davon zeigte wieder, wie gross das Interesse ist, das die Öffentlichkeit unserer Sache zuwendet. Ihre Lebendigkeit wurde überhaupt durch diese Kölner Konferenz aufs neue bewiesen. Und ihre Einheit. Gerade die gewaltigen Probleme, vor die wir alle gestellt sind, bezeugen jene, und gewisse Unterschiede der Lage und Art machen diese nur reicher. Der ganze Ton und Stil des Zusammenseins war, sehr zum Unterschied gegenüber gewissen andern Anlässen, warm, kameradschaftlich, brüderlich. Wir empfinden uns als grosse Familie und unsere Probleme als Familienprobleme. Wenn nur etwas mehr Zeit zu freiem menschlichem Zusammensein gewesen wäre! Trotzdem: wir gingen erwärmt und gestärkt, mit erweitertem Horizont und neuem Glauben auseinander — und doch nicht auseinander! L. R.

2. Die Motion Lejeune.

Es war längst in den Tagesblättern zu lesen, dass am 20. November in der Zürcher Kirchensynode eine von Pfarrer Lejeune eingereichte, von etwa 35 Synodalen aus allen drei Fraktionen unterschriebene Motion angenommen worden sei, die dahin zielt, dass die Militärgerichte den Dienstverweigerern gegenüber die Gewissensgründe als „achtungswerte Gründe“ gelten lassen und von der entehrenden Nebenstrafe der Einstellung im Aktivbürgerrecht Umgang nehmen. Die Sache, um die es sich handelte, war wirklich unwidersprochen, eine Kirchensynode konnte doch nicht hinter General Wille zurückbleiben, der schon im Jahre 1917 die Einstellung im Aktivbürgerrecht für Dienstverweigerer als unstatthaft ausdrücklich ablehnte.

Und doch erhob sich nach dem sehr eingehenden, überzeugenden, fünfviertelstündigen Referat von Pfarrer Lejeune am Nachmittag eine volle dreieinhalb Stunden dauernde Diskussion, und die Abänderungsanträge mehrten sich, sodass schliesslich ein halbes Dutzend Fassungen zur Abstimmung vorlagen. Warum das, da doch die Sache selbst von keiner Seite angefochten wurde, auch nicht vom Referenten über den Gegenvorschlag des Kirchenrates? Wohl traf man sich allseitig in der Ablehnung der ehrenrechtlichen Strafen, aber der Ausgangspunkt war doch ein sehr verschiedener und den konnte und wollte der kirchenrätliche Vorschlag nicht verleugnen und betonte deshalb die Notwendigkeit der Landesverteidigung, während die Motionäre im Interesse der vorliegenden Frage ausdrücklich eine Diskussion über die grundsätzliche Frage der Landesverteidigung und damit über das ganze Militärproblem vermeiden wollten. Der Kirchenrat aber wollte seine Anerkennung der Notwendigkeit der Landesverteidigung nicht preisgeben und wurde dann von der Fraktion der Positiven (Synodalverein) überboten, indem von dieser Seite zur Anerkennung noch der Dank an die Diensttuenden beigefügt wurde. Auch diese Fassung genügte einer gewissen Gruppe noch nicht, sie wollte festgestellt wissen, dass die Ausübung der Wehrpflicht mit der Christenpflicht vereinbar sei. Die einzige Möglichkeit, diese Tendenz zu paralisieren, bestand darin, die Notwendigkeit, dass die Christen aller Länder mit allen Mitteln den Frieden fördern sollen, jener Anerkennung der Landesverteidigung gegenüber oder wenigstens an die Seite zu stellen. So wurden denn schliesslich, um eine Einigung zu erzielen, die beiden entgegengesetzten Ausgangspunkte zusammengekoppelt.

Gegenüber der Verhandlung der Motion Trautvetter, welche vor etlichen Jahren das Abrüstungsproblem direkt zur Diskussion gestellt hatte, kann

man einen Fortschritt in der Richtung des Friedenswillens konstatieren. Im Grossen und Ganzen aber ist die Situation immer noch dieselbe: die überwiegende Mehrheit der Kirche, aus positiven und konservativen Kreisen bestehend, ist rückwärts orientiert, hält am Vergangenen fest und schützt das Bestehende; nur der kleinere Teil wagt es, zum Teil aus Idealismus, zum Teil bewusst auf dem Boden des Evangeliums stehend, in die Zukunft zu schauen, an eine neue Welt zu glauben und von dort her die Direktive sich geben zu lassen. Diese Gegenüberstellung, die im Votum von Pfarrer M a u r e r ergreifend zum Ausdruck kam, bildete den Kernpunkt bei der ganzen Verhandlung.

Es tut einem leid, dass je orthodoxer man ist, umso entschiedener das Bestehende sanktioniert wurde, entgegen aller Hoffnung der Propheten und aller Verheissung des Evangeliums vom Reich Gottes. Ja leid muss es einem tun; denn was sich mit dem Bestehenden verkettet, wird mit demselben untergehen.

L. St.

3. Zwei Militärgerichtsentscheide aus neuester Zeit. (13. November und 11. Dezember.)

Wenn ich hier nur von zwei bestimmten Dienstverweigerungsfällen rede, so geschieht dies nicht, weil ich den übrigen weniger Wert und Bedeutung zumessen würde, sondern einfach weil ich nicht Gelegenheit hatte, den andern Gerichtsverhandlungen beizuwohnen und weil ich mich gerade zu den Gerichtsverhandlungen äussern möchte. Der Art nach waren beide Fälle sehr ähnlich. Es handelte sich beide Male um Menschen, die schon lange mit dem Problem der Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit von Militärdienst und Christentum gerungen hatten, die aus ihrem Zweifel heraus den Sanitätsdienst gewählt und sich als äusserst gewissenhafte und pflicht-treue Angehörige der Armee erwiesen hatten. Dann kam der Tag, wo Pflicht und Gewissen sie auf einen andern Weg wiesen, wo sie auch diesen Sanitätsdienst nicht mehr leisten konnten. Dass nach den bestehenden Gesetzen das Gericht für die Nichtbefolgung eines Militäraufgebotes den Schuldigen eine Strafe auferlegen muss, ist klar. Ich möchte mich, zumal im ersteren der beiden Fälle, nicht einmal über das Strafmass (zwei Monate Gefängnis) aufhalten. Im zweiten Falle steht das Strafmass allerdings in keinem Verhältnis zum „Vergehen“ — für einen nicht abgedienten zwölf-tägigen Wiederholungskurs drei Monate Gefängnis! Aber lassen wir das dahingestellt! Sogar die Nebenstrafen — beide Male Einstellung in den bürgerlichen Rechten auf ein Jahr — möchte ich nicht näher berühren. Ueber diese Nebenstrafen haben Leute vom Fach (Professor Baumgarten, Basel, und Professor Hafer, Zürich) ihre Gutachten abgegeben, die zum mindesten beweisen, dass es sich juristisch durchaus verantworten liesse, wenn nicht sogar geboten erschiene, auf diese Nebenstrafen zu verzichten. Was mir an diesen Gerichtsverhandlungen als das Erschreckendste entgegentrat, war die vollständige Verständnislosigkeit des Gerichtes gegenüber irgendwelchen geistigen Begründungen in der Beweisführung der Angeklagten, die völlige Verschlossenheit gegenüber jeglicher Beweisführung überhaupt. Im einen Falle (13. November) ist der Auditor davon auszunehmen, der die Tatsache einer Dienstverweigerung aus Gewissensgründen und damit ehren-hafte Motive auf Grund der Aussagen des Angeklagten einfach voraussetzte und seinen Strafantrag entsprechend stellte. Das Gericht sprach dann aber, unbekümmert um diesen Antrag, eine höhere Strafe aus, und die Urteils-begründung zeigte ein solch krasses Missverstehen der Aussagen des An-geklagten, dass man sich fragen musste, ob die Sprache überhaupt noch ein Verständigungsmittel sei. Aber noch viel schlimmer trat dieser Mangel an Verstehenwollen oder Verstehenkönnen im Strafantrag und in der Urteils-begründung vom 11. Dezember zutage. Es wird niemand von einem Militär-gericht verlangen, dass es dem Dienstverweigerer bis in seine letzten Mo-

tive folgen und seine Ansichten teilen könne, aber dass es den anständigen Menschen, dass es Gesinnungstreue und Ueberzeugungsmut erkenne, auch wenn sie sich nun einmal nicht in den Dienst des Militärsystems, sondern in einen höhern Dienst stellen, das wäre vielleicht nicht zu viel verlangt. Auf jeden Fall ist man auf das eine nicht gefasst: dass die anständige Gesinnung strafverschärfend wirkt! Auch darauf nicht, dass bei einem Menschen, der um seiner Ueberzeugung willen statt zwölf Tagen eines nicht beschwerlichen Dienstes Gefängnis auf sich nimmt, die Lauterkeit der Motive und die persönliche Ehrlichkeit in Frage gezogen wird.

Zwei Dinge haben diese Verhandlungen wieder mit aller Deutlichkeit gezeigt:

Erstens, dass ein Militärgericht in solchen Fällen kein unparteiisches Gericht ist und sein kann; es ist Ankläger und Richter zugleich.

Zweitens, dass die berühmte Freiheit und Demokratie, die unsere Armee behauptet, zu verteidigen, nicht die Freiheit und Demokratie ist, die wert ist, geschützt zu werden.

Clara R a g a z.

4. Unter Helden.

Um einer zu erwartenden Lügenbildung ein wenig Boden zu entziehen, sehe ich mich veranlasst, über eine Versammlung zu berichten, die in Sachen der Abrüstung unlängst zu Stäfa am oberen Zürichsee stattgefunden hat. Ich bin von der dortigen Sektion der „Frauenliga“ eingeladen worden, in Stäfa einen Vortrag über das Thema: „Christentum, Krieg und Abrüstung“ zu halten. Als ich am Sonntag, den 8. Dezember, in das Gasthaus kam, wo der Vortrag stattfinden sollte, fiel mir sofort auf, dass der Saal ganz durch ein homogenes Männerpublikum angefüllt war, dessen gegnerische, wenn nicht feindselige Haltung ich zu spüren glaubte. Ein anderer Teil des Publikums war in ein Nebengemach gedrängt. Während meines Vortrages zeigte sich rasch, wess Geistes Kind das Saalpublikum war. Zwischenrufe kamen, dummes Gelächter begleitete Ausführungen, die keinem anständigen und verständigen Menschen zum Lachen Anlass gegeben hätten. Und das alles, trotzdem mein Vortrag von ferne nichts Verletzendes an sich hatte. Es zeigte sich bald, dass wir es mit einer Mache zu tun hatten: es waren offenbar die Offiziere und Unteroffiziere der ganzen Gegend aufgebeten worden, um die Versammlung zu stören, ihren Zweck ins Gegenteil zu verkehren und Rache für Pfäffikon zu nehmen.

In der Diskussion trat das noch deutlicher hervor. Sie begann mit gemeinen Verdächtigungen und Verleumdungen meiner Person. Nur einige wenige gegnerische Redner hielten sich in den Grenzen des Anstandes, aber keiner fand ein Wort des Tadels für das wüste Benehmen der „Waffenkameraden“. Was an Unwissenheit, Borniertheit und bösem Willen in bezug auf das zur Behandlung stehende Problem im Verlauf der Jahre sich angesammelt hat, kam hier in konzentrierter Form zur Ausstellung. Schliesslich erfolgte der eigentliche Coup: Man hatte eine Resolution gerüstet, worin die Zustimmung der grossen Mehrheit der Versammlung zur Landesverteidigung (natürlich der militärischen) ausgesprochen war. Das war natürlich eine ganz illoyale Vergewaltigung, der sich die Leiterin der Versammlung hätte widersetzen können. Denn es ist gegen allen Anstand und Usus, in einer Versammlung, die von anderer Seite einberufen ist, eine solche Resolution zur Abstimmung zu bringen. Wir unsererseits haben schon Dutzende von Versammlungen über die Abrüstung abgehalten, an denen wir die unbestrittene grosse Mehrheit für uns hatten, nie ist es uns eingefallen, die Andern durch eine solche Resolution zu vergewaltigen. Dennoch habe ich mich nicht widersetzt. Wenn sie die Resolution haben wollten, so sollten sie sie haben. Als auch noch ein Teil der auf unserer Seite Stehenden weggegangen war, offenbar eine solche Abstimmung nicht ahnend, wurde die Resolution

denn auch wirklich mit grosser Mehrheit angenommen und durch die Telegraphenagentur dieser grosse „Sieg“ in die Welt hinausgetragen.

Ich bin um eine Erfahrung reicher. Mein ganzer Kampf gegen den Militarismus ist nie einer gegen die Militär gewesen. Ich habe mir, zum Teil aus Gerechtigkeit und Ritterlichkeit, zum Teil offenbar aus Unwissenheit, unsere Militär besser vorgestellt, als sie sind. Nie hätte ich gedacht, dass sie auf einem so niedrigen intellektuellen und moralischen Niveau stünden, wie es sich bei diesem Anlass kund tat. Dieses feige, unritterliche, illoyale Vorgehen gegen Frauen (denn darum handelte es sich ja), dieser wütende Hass gegen alle Volksgenossen, die nicht ihrer Ansicht sind, diese Vergewaltigung einer Versammlung und des freien Wortes — das ist also der Geist dieser Verteidiger der schweizerischen Ehre und Freiheit; diese unanständige, bubenhafte Aufführung offenbar die vielgerühmte edle Frucht der militärischen Erziehung!

Aber noch mehr: es ist mir an diesem Nachmittag ein Geist der finsternen Borniertheit, des wilden Hasses besonders gegen alles, was nach Sozialismus aussieht, dazu eine Geistesrohheit entgegengetreten, die mir das Gesicht unseres Militarismus enthüllt haben wie noch keine bisherige Erfahrung. Vor allem aber ist mir ein Geist völligen Unglaubens an alle Mächte des Guten und des entsprechenden Glaubens an das Böse begegnet, über den man schon staunen musste. Diese Menschen waren in ihrer Mehrzahl völlig unfähig, einen andern Gedanken, als die ihnen vom Leibblatt und vom Stammtisch her bekannten auch nur zu fassen. Sie waren in diesem Glauben an das Böse wie in einen undurchdringlichen Panzer gehüllt. Wäre ein Erzengel vor ihnen gestanden, so hätten sie gemutmasst, es sei ein Teufel hinter ihm versteckt. Das ist also die Macht, mit der wir es zu tun haben. Wir wissen, dass wir in unserem Kampfe auf das Aeusserste gefasst sein müssen.

Aber so wenig erbaulich diese Offiziere und Unteroffiziere auch waren, so haben sie mich doch nicht so angeekelt, wie ein paar „Gläubige“, die auch gegen mich das Wort ergriffen und den Militär mit ihren frommen Sprüchen sekundierten. Dieses Geschwätz von der Notwendigkeit der Gewalt, diese Berufung auf das alte Testament und kriegsbejahende Stellen der Kirchenväter und Reformatoren, diese Verweisung auf die Wiederkunft Christi, die es dann machen werde, diese religiöse Verleumdung, die nach einem solchen Vortrag das Pharisäer-Sprüchlein zu singen wagt, wir wollten es ohne Gott machen, dieses Christentum, das erklärt: „Ja, der Friede wäre schon eine schöne Sache, er wird auch vielleicht einmal kommen, unter den gegenwärtigen Umständen aber, aber, aber“ — das ist noch zehnmal schlimmer als der Militarismus mit all seiner Geistesrohheit — es ist Heuchelei in dem Sinne, worin Jesus das Wort immer braucht. Wenn ehrliche Menschen sich von diesem Christentum angeekelt abwenden, wer will es ihnen verargen? Und wer will es verargen, wenn das Volk, aus Schlaf und Trug erwachend, eines Tages sich in hellen Scharen von einer Kirche abwendet, die in dieses Wesen hinein kein Wort spricht, das Christus die Ehre gäbe, wohl aber viel über das „Wort“ redet!

Man kann aus solchen Erfahrungen auch allerlei praktische Lehren ziehen. Es ist wohl gut, wenn man auf einem Boden, der für unsere Sache so wenig vorbereitet ist — was ich in diesem Fall nicht wusste — keine derartigen Versammlungen veranstaltet. Auch das Thema ist für solche zu gut: wenn ich von Anfang an genau gewusst hätte, wen ich vor mir habe, so hätte ich darüber wohl kaum reden können. Ich empfinde es hintenher als eine Art Wegwerfung, es getan zu haben. Im übrigen aber lässt mich die „Niederlage“ sehr ruhig. Es macht mir auch gar nichts aus, einmal ganz allein zu stehen. Und ich war ja nicht einmal ganz allein: eine tapfere und gescheite Frau, ein Genosse, ein bekannter mutiger Pfarrer sagten immerhin

auf unserer Seite ihr Wort. Eine solche „Niederlage“ ist vielleicht besser als ein Sieg; man ist im Innersten ruhiger und getroster dabei.

Anhang. 1. In Stäfa spielte die Lügende, die sich um die Pfäffiker Versammlung vom letzten Frühling gebildet, eine grosse Rolle. Darum sei dazu nachträglich noch folgendes bemerkt:

1. Es ist eine Verleumdung, wenn behauptet wird, ich hätte damals möglichst viele „Anhänger“ nach Pfäffikon entboten. Es war mir bekannt und ich war damit einverstanden, dass die Freunde in jener Gegend auf die Versammlung aufmerksam gemacht wurden (was wäre denn dagegen einzuwenden?), aber ich war sehr verwundert, als von Zürich und andern Orten ein Trupp von etwa zwanzig Menschen mitkamen. Denn ich war auf ein ziemliches Alleinsein vorbereitet. Heimschicken konnte ich diese Freunde doch nicht. In jener grossen Volksversammlung bildeten übrigens die auf diese Weise zu ihrem Besuch Veranlassten nur eine ganz kleine Minderheit.

2. Dass einige dieser Freunde nacheinander das Wort ergriffen, war ein Fehler. Ich hatte das weder erwartet und gewünscht, noch konnte ich es verhindern. Es blieb übrigens für die Andern noch Zeit genug.

3. Es ist eine Unwahrheit, wenn immer wieder behauptet wird, ich hätte an jener Versammlung besonders scharf und provozierend geredet. Das genaue Gegenteil ist wahr. Nur gegen einen Pfarrer, der in der Diskussion erklärte, er sei Einer, der es mit der Jüngerschaft Christi vereinbar halte, Giftgasbomben auf Kinderfeste oder schlafende Städte abzuwerfen, ja, er würde sich, wenn er nicht zu alt dafür wäre — dabei ist er keineswegs alt — selbst dazu melden, habe ich allerdings Worte von äusserster Schärfe gebraucht, aber nicht von der Leidenschaft hingerissen; ich würde sie heute genau so brauchen.

3. Es ist am Schluss zu Unterbrechungen von Oberst Wille gekommen. Aber sie waren — im Gegensatz zu Stäfa — durchaus anständig, eine einzige etwas „persönlich“, aber nicht verleumderisch wie in Stäfa so vieles, und Oberst Wille hatte sie provoziert. Denn er kam erst im Schlusswort mit einer Reihe von Themen, die vorher gar nicht erörtert worden waren. So behauptete er, dass Belgien durch Verletzung seiner Neutralität sein Schicksal zum guten Teil selbst verschuldet habe; das ist eine Behauptung, die ich in einer schweizerischen Versammlung nicht ohne Widerspruch durchgehen lasse, auch wenn dieser als Zwischenruf — in Form eines: „Ich protestiere“ — geltend gemacht werden muss. Das ist alles. Jene Versammlung verlief zum Schluss etwas stürmisch, aber es gab keine Verleumdungen, keine Gemeinheiten und keine Vergewaltigungen.

4. Mit einer Ausnahme. Man hatte mir bis kurz vor dem Vortrag, wo nichts mehr zu machen war, weder von einem Korreferat noch von der Person des Korreferenten ein Wort gesagt. Ich hatte durchaus nur an eine Versammlung von Kirchgemeinderäten gedacht. Als ich von der Anordnung erfuhr, machte ich sofort auf die Gefahren einer solchen Versammlung aufmerksam und bedang mir das Schlusswort aus. Aber dieses Schlusswort wurde Oberst Wille erteilt und dadurch der ganze Verlauf der Versammlung verstört. Wer mich nicht bloss aus Zeitungs- und Biertisch-Verleumdung kennt, der weiss, dass ich das Schlusswort stets dazu benutze, um, wenn es solches gibt, das Gemeinsame festzustellen. Das hat man damals illoyalerweise verhindert. Wahrhaftig — nicht wir sind schuld daran, wenn an jener Versammlung einiges schief ging. Nicht wir waren die Illoyalen, die Störer. Und ich selbst habe reine Hände.

II. Wie ich vorausgesehen, hat sich an Stäfa nun ebenfalls die Lügende geheftet. Durch die „Mittelpresse“ geht ein Bericht darüber, dass ich erklärt habe, die Schweiz könne nicht zuerst abrüsten, dass ich — offenbar aus Angst vor den 120 Offizieren und Unteroffizieren — viel weniger scharf geredet habe als in Pfäffikon, dass ich in die Enge getrieben worden sei etc.

Daran ist kein Wort wahr. Ich habe auf den Einwand hin, warum denn

die Schweiz z u e r s t abrüsten müsse, erklärt, es handle sich nicht um das Zuerst, auch nicht um ein Vorher oder Nachher, sondern darum, dass jedes Land vorgehe, ohne auf die andern zu warten. Die Wichtigkeit des Beispiels der Schweiz im Guten wie im Schlimmen habe ich stark betont. Zu behaupten, ich hätte in Stäfa „zahmer“ geredet als in Pfäffikon, ist das Gegenteil der Wahrheit. Noch nie in meinem Leben habe ich so stark geredet, wie in Stäfa. Dass mich diese Leute „in die Enge getrieben“ hätten, ist lächerlich. Sie waren bloss unfähig, meine Denkweise auch nur zu fassen und hinderten mich durch stete Schlussrufe, Zwischenrufe, Gelächter und so fort am Reden. Was endlich die andere Behauptung betrifft, die Schweiz werde erst abrüsten, wenn zwei Drittel bis drei Viertel ihrer Bürger vom Recht der Abrüstung überzeugt seien, so habe ich das schon Dutzende von Malen öffentlich gesagt und ist das in meinem Munde nichts Neues. Es versteht sich auch völlig von selbst, denn es ist Demokratie.

III. Am Sonntag nach der Versammlung in Stäfa hat eine in Rapperswil, also ganz in der Nähe, stattgefunden. Sie war viel grösser und hat einstimmig eine Resolution für die Abrüstung angenommen. Dazu erschienen nun jene Militaristen, die zum Teil Rapperswiler sind, nicht. Diese Helden von Marignano zogen es vor, eine von Frauen einberufene und geleitete Versammlung zu überfallen und zu vergewaltigen, statt sich vor Männern zu stellen. Das sind also die „Verteidiger“ unserer Frauen und Kinder!

L. R.



Zur Weltlage

Die Welt am Jahresschluss.

Rückblick und Vorblick.

Wir haben uns das ganze Jahr hindurch bemüht, über die Weltbegebenheiten ein wenig aus der Vogelschau zu berichten und zu urteilen. Dennoch mag es am Platze sein, am Jahresschluss ein z u s a m m e n f a s s e n d e s Bild zu versuchen. Das mag umso notwendiger sein, als wir ja heute mit einem kurzen Gedächtnis rechnen müssen. Wie immer bei solchen Versuchen, gehen wir von dem aus, was am ehesten sichtbar und greifbar ist, um von hier zum schwerer Fassbaren fortzuschreiten, es wäre aber ganz falsch, anzunehmen, dass uns das Letztere weniger wichtig wäre. Gerade in solchen Darstellungen kommt ja das Wichtigste am besten an den Schluss.

1. Die politische Lage.

Die grosse politische Tatsache dieses Jahres, die auf alle andern einen bestimmenden Einfluss hatte, ist die englische Arbeiter-Regierung. Die Hoffnungen, die auf sie gesetzt wurden, haben sich jedenfalls auf dem Gebiete der Weltpolitik vollauf erfüllt. Nicht nur ist die ganze Atmosphäre der Weltpolitik durch diese Wendung verändert, sondern es sind dadurch auch schon konkrete Ergebnisse von grosser Tragweite erzielt worden. Die